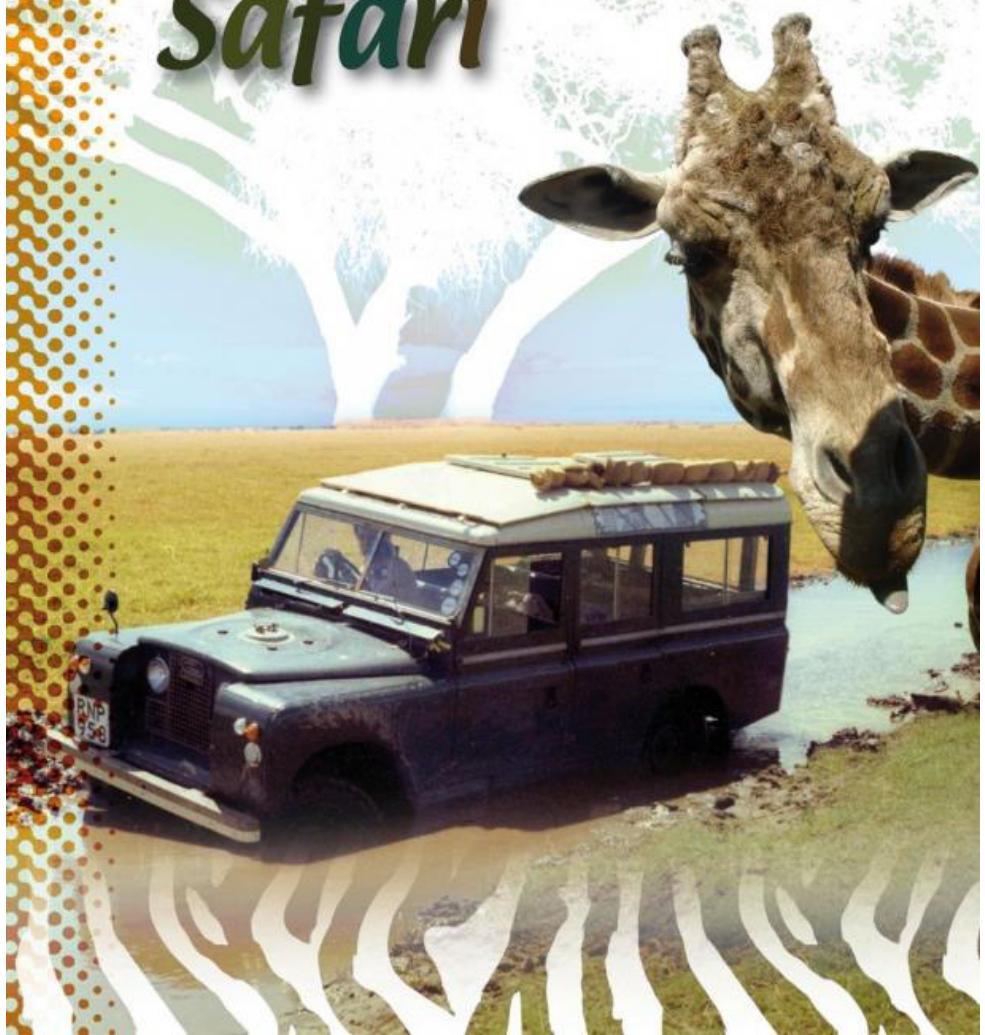


*Paul White*

# *Dschungel- doktor auf Safari*



## **Dschungeldoktor auf Safari**

Paul White

Taschenbuch, 128 Seiten

Artikel-Nr.: 256111

ISBN / EAN: 978-3-86699-111-8

Wenn Paul White – der Dschungeldoktor – auf gefährlichen, halsbrecherischen Fahrten durch den Dschungel unterwegs ist, muss er ständig mit unliebsamen Überraschungen rechnen! Zum einen geht immer wieder sein Auto kaputt – und dann bleiben ihm auch bedrohliche Begegnungen mit wilden Tieren nicht erspart. Aber es gibt auch viele lustige Erlebnisse und Erfahrungen, von denen er erzählen kann. Bei alldem wird deutlich, dass ein allmächtiger und liebevoller Gott auf ihn achthat ...

Wenn Sie ein "echtes" Buch bevorzugen oder diesen Artikel verschenken möchten, können Sie diesen Download-Artikel ggf. auch käuflich erwerben, solange verfügbar.

[\*\*Artikel ansehen auf clv.de\*\*](#)

dv



Paul White

# *Dschungeldoktor auf Safari*

clv

Christliche  
Literatur-Verbreitung e.V.  
Postfach 11 01 35 · 33661 Bielefeld

1. Auflage 2008 (CLV)

Originaltitel: Jungle Doctor

Originalverlag: The Paternoster Press, Exeter, Großbritannien

© der deutschen Ausgabe 1969

R. Brockhaus Verlag Wuppertal und Zürich

2008 by CLV · Christliche Literatur-Verbreitung

Postfach 11 01 35 · 33661 Bielefeld

Internet: [www.clv.de](http://www.clv.de)

Übersetzung: Gottfried Müller

Umschlag: typtop, Andreas Fett, Meinerzhagen

Satz: CLV

Druck und Bindung: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

ISBN 978-3-86699-111-8

# ***Inhalt***

Ein Auto, ein Augenkranker und der »Mann der Kuh«	7
»Sukuma«	15
Tod und Verderben dem König der Raubtiere	21
Ein Leopard im dunklen Busch	29
Pannen, Operationen und eine Tragödie	37
In Überschwemmungen, ohne Benzin und im Schlepptau	49
Wieder daheim	63
Keilriemen und Malaria	69
Zwei und zwei sind ...	77
Läuse und viel Elend	83
Feuer und Schlangen	99
Fieber, Fliegen und ein Kampf um Leben und Tod	105
In letzter Minute	123



# *Ein Auto, ein Augenkranker und der »Mann der Kuh«*

»Höher, Samson!«  
»Einen Zentimeter nur!«  
»Noch ein bisschen!«  
»Halt!!!«

Ich lag der Länge nach unter dem alten kastenförmigen Ford. Von meinem Lagepunkt aus konnte ich Tanganjika aus einem ungewöhnlichen Blickwinkel betrachten. Auf der einen Seite standen – weit auseinander – zwei riesige afrikanische Beine. Samson versuchte mit aller Kraft, die linke Seite des Wagens hochzuheben, während ich den Wagenheber zu rechtrückte. Ich sah, wie seine Muskeln langsam erschlafften. Er ließ das Fahrgestell vorsichtig herunter, grunzte und holte erst einmal tief Luft.

Vor uns lag das, was man in Afrika eine Straße nennt. Durch die Vorderräder hindurch erblickte ich ein typisches innerafrikanisches Alltagsbild. Von einem niedrigen Gogohaus aus Lehm- und Flechtwerkwänden schauten Grasbüschel und Kürbisflaschen herab. Dahinter lief ein kleiner Junge, mit einem Knüppel in der Hand, herum; neben ihm graste mageres, buckliges Vieh in einem Durcheinander von Böcken und dickschwänzigen Schafen.

Die schrille Pfeife des Tanganjika-Expresses zer-

riss die Stille des tropischen Mittags; der Zug arbeitete sich mühsam auf seiner Siebenhundertmeilenfahrt landeinwärts von Daressalam an der Küste des Indischen Ozeans zu den großen Seen. Der ungewöhnliche Laut schreckte Hunderte von Ibissen auf, die zwischen den Hirsehalmen daherstolzierten und nach den Raupen pickten. Mit heftigem Flügelschlag stoben sie in die Höhe und zogen große Kreise. Durch eine Lichtung im Dorngebüsch beobachteten wir den Zug. Die Wagen der dritten Klasse waren mit Afrikanern, Indern und Arabern überfüllt. Erschöpft dreinschauende Europäer sahen mit verlorenen Blicken über die weiten Ebenen. Das Geratter der Räder verlor sich langsam in der Steppe.

Samson blies den Schlauch, der ein Loch hatte, auf und legte ihn in den feinen Sand. Vorsichtig nahm er ihn wieder hoch; ein winziger Krater im Sand zeigte ihm, wo das Loch war.

Schnell kennzeichnete er die Stelle. Dann fuhr er mit der Hand über die Innenseite des Gummireifens und zog den steinharren Dorn hervor, der die Ursache unserer Panne war. Zehn Minuten später ratterten wir weiter.

Wir durchquerten vier Flüsse und kreuzten die Eisenbahnlinie, bevor wir Kikombo mit seinen schmutzigen Geschäftshäusern aus Lehmziegeln und seinem großen Marktplatz erreichten. Jenseits der Stadt kamen wir auf eine Ebene, die während der achtmonatigen Trockenzeit unfruchtbar dalag und mit wuchernden Dornbüschchen bestanden war; doch die Re-

genfälle gaben ihr ein völlig verändertes Aussehen. Kurz vorher waren schwere Gewitter niedergegangen; das Aussehen der Landschaft wurde nun von einem wüsten Durcheinander bunter Winden geprägt. Große rote und gelbe Stockrosen wuchsen in Mengen auf einem Hügel, der sich zum Flussufer hinunterneigte. Der Fluss selbst war immerhin eine Viertelmeile breit; sein Bett bestand aus hartem nassen Sand, nachdem er in der Nacht zuvor die brausenden Wassermassen von den Bergen über sich hatte hinwegwälzen lassen.

Wir näherten uns dem Flussbett. Samson zog die Bremse und deutete mit dem Kinn zum fernen Ufer hinüber, wo die Straße plötzlich vor einem sechs Fuß tiefen Abhang endete. Der reißende Strom der Wasserbäche hatte Tausende Tonnen von Sand mitgerissen und ein Gebiet von einer Viertelmeile in eine einzige wogende Flut verwandelt. Daudi holte eine Hacke heraus und begann mit Samson den Uferhang abzuflachen, damit wir weiterfahren konnten.

Gerade wollte ich mit zupacken, da erblickte ich einen alten Mann, der drei Kühe vor sich her trieb. Zwei kleine Jungen begleiteten ihn. Der Alte schaute zu mir herüber und beschattete seine Augen. Da erhelltet sich sein Gesicht und er eilte auf mich zu.

»*Mbukua, Buana.*«

»*Mbukua*«, erwiderte ich.

Wir schüttelten uns die Hände; ich erkannte in ihm einen meiner schwersten »Fälle« wieder. Seine Füße und Beine waren damals fast ganz mit Brand-

wunden bedeckt gewesen, und seine beiden Augen trugen noch Merkmale von Star-Operationen.

»Na, Mulewa, wie geht es dir?«

»Mulewa?«, fragte er kopfschüttelnd. »So heiße ich nicht!«

»Aber natürlich heißt du so. Ich weiß doch noch, wie ich deine Brandwunden behandelte, als du blind wurdest, weil du in ein Feuer hineingeraten warst. Habe ich dir nicht die Augen operiert und dir das Augenlicht wiedergegeben?«

»Gewiss, Buana, das stimmt schon, aber ich heiße nicht Mulewa« – er lachte herzlich. »Das *war* einmal mein Name. Jetzt heiße ich Benjamin. Guck mal!« Er nahm ein hölzernes Fläschchen, das er um den Hals hängen hatte, zog den Korken heraus und schüttete zwei kleine Gegenstände in seine Hand, die wie schmutzige halbierte Erbsen aussahen. Es waren seine Augenlinsen. Er hielt sie mir hin und sagte:

»Zehn Jahre lang, Buana, haben mich diese Dinger nicht sehen lassen. Ich konnte sie einfach nicht loswerden; auch der Medizinmann und meine Verwandten schafften es nicht. Nur du mit deinem kleinen Messer konntest es; und siehe da, ich verstand, wie Jesus Sünde wegnehmen kann, diesen Schmutz der Seele. So wurde ich Christ und jetzt heiße ich Benjamin. Diese drei Kühe hier bringe ich nach Buggiri als mein Dankopfer an Gott.«

Vorsichtig tat er seine Augenlinsen in die Flasche zurück, die er sich wieder umhängte. »Du hast mit

deinem Messer viel besser gepredigt als mit deiner Zunge«, bemerkte er dabei.

Gerade einen Tag vorher hatte Samson mich noch an eine berühmte Predigt erinnert, die ich einmal gehalten hatte. In aller Einfalt hatte ich der Versammlung erzählt, ich hätte gesehen, wie eine Menge von Büffeln sich von Ast zu Ast geschwungen und behände mit ihren Schwänzen herumgewirbelt hätte. Wem man bedenkt, dass der Affe auf Suaheli »nyani« und der Büffel »nyati« heißt, begreift man, wie leicht solche Fehler entstehen können.

»Wie geht es dir denn jetzt, Benjamin, fühlst du dich wieder kräftig?«

»Ja, Buana, ganz kräftig; nur – meine Brust schmerzt ein wenig.«

Er schlug seinen grauen Überwurf zurück und ließ sich auf einem Felsbrocken mitten im Flussbett nieder. »Buana, wenn du dein Hörrohr bei dir hast ... Ich würde mich sehr freuen, wenn du mich untersuchen könntest.«

Ich klopfte leicht und horchte.

Es hat nicht viel Sinn, einen Afrikaner während einer solchen Prozedur »neunundneunzig« sagen zu lassen; daher hatte ich das Wort »ngombe« gewählt. Es ist Tschikogo-Dialekt und bedeutet »Kuh«.

Der alte Mann atmete tief und sagte »ngombe«, während ich aufmerksam horchte. Ich ahnte nicht, dass ich noch vor dem Abend gehörigen Ärger mit dem Wort »Kuh« haben würde. Ich beruhigte den Mann und versprach ihm noch für denselben Tag

Arznei, wenn er ins Krankenhaus käme. Er rief mir Lebewohl zu und trieb seine Kuh wieder an. Nach kurzer Zeit hatten wir das Flussufer genügend abgeflacht, um unsere Reise fortsetzen zu können. Eine Menge Leute kam uns entgegen, als wir uns Buigiri näherten. Jeder von ihnen trieb eine höckerige Kuh auf die Kirche zu. Meistens sieht man die Einheimischen Getreide in kegelförmigen Körben transportieren – wobei die Frauen sie geschickt auf dem Kopf balancieren, während die Männer sie auf den Schultern tragen –, doch heute war es eine »viehische Angelegenheit«. Vor dem Krankenhaus hielten wir an. Der alte afrikanische Pfarrer und der Dorfschullehrer eilten herbei, um uns die Hand zu schütteln.

»*Mbukua, Buana*«, riefen sie.

»*Ale mbukuenji*«, erwiderte ich.

»Buana, es tut sich viel bei uns in diesem Jahr. Unsere Leute haben beschlossen, Gott als Erntedankopfer aus jedem Haushalt eine Kuh zu geben.«

Hinter der Kirche vernahm man das Brüllen und Stampfen von Viehherden. Der Erntedankgottesdienst war sehr eindrucksvoll. Nach dem Gottesdienst schossen mir eine Menge Gedanken durch den Kopf. Dort hinten musste eine Herde von etwa vierzig Kühen stehen. Obwohl diese abgehärteten Steppentiere nicht viel mehr als einen halben Liter Milch am Tag gaben, konnten wir mit zwanzig Litern Milch allerhand anfangen. Die Kinder im Krankenhaus würden jeden Tag frische Milch haben – das wäre ein vernichtender Schlag gegen die furchtbare

Rachitis. Weiter dachte ich an die Rinder und die famose Abwechslung, die ein Kalbsbraten in unser tägliches Einerlei von zähen Zweigroschen-Hühnchen bringen würde. Diese und ähnlich rosige Ideen bewegten mich in jenen Augenblicken.

Und schon hatte ich den alten Geistlichen an einem seiner Knöpfe gepackt und rief: »Pastor, das ist ja prima! Mit allen diesen ›ngombes‹ werden wir die Kinder körperlich stärken können und ihnen helfen, Krankheiten zu überwinden. Die Kinder könnten sogar lernen, wie man Kühe ordentlich und sauber melkt!« Der Alte bedeckte sein Gesicht mit den Händen; aber ich fuhr seelenruhig fort: »Wir werden ihnen beibringen, wie man Eimer keimfrei macht. Das wird ein Musterbetrieb in der Milchwirtschaft. Glauben Sie mir, es wird ein mächtiger Schritt vorwärts sein in der Wohlfahrt des Stammes hier.«

Er versuchte alles, um sein Lachen zu verbergen. Der Dorflehrer hustete vernehmlich und Daudi stahl sich schnell davon, um den Kühler zu füllen. Samson stand mit ernster Miene neben uns, blinzelte aber vergnügt mit den Augen. Er wandte sich an mich:

»Hast du dir die Herde schon einmal angesehen, Buana?«

»Noch nicht, Samson, warum?«

»Nun komm, wir gehen mal hin.«

Das Husten des Lehrers musste eine ansteckende Wirkung haben, denn der Pastor hustete auch, wobei ihm vor unterdrücktem Lachen die Tränen aus den Augen traten.

Daudi füllte gerade eine Büchse mit Wasser; er befand sich auf der anderen Seite des Missionshauses, von wo eine Lachsälve nach der anderen herüberschallte.

Fragend sah ich meinen Begleiter an: »Was gibt es denn da bloß, Samson?« – Jetzt konnten wir die Dornbuscheinzäunung und das Vieh darin sehen. »Worüber lachen sie bloß? Was habe ich denn diesmal Falsches gesagt?«

»Nichts, Buana, was du sagtest, war richtig; aber vielleicht verstehst du das Wort *ngombe* nicht ganz.«

»Doch, natürlich. *Ngombe* bedeutet *Kuh*!«

Dann schaute ich mir die Tiere an, und langsam dämmerte es mir.

Samson sah mein vor Erstaunen dummes Gesicht und brach in Gelächter aus. »Wie du siehst, Buana, bedeutet *ngombe* nicht nur *Kuh*, sondern auch der *Mann der Kuh* (also Stier). Schau nur hin, es sind alles *Männer*.«

Ich setzte mich auf das Trittbrett meines Wagens und lachte – lachte – lachte. –

# »Sukuma«

Daudi stieß die Tür mit dem Fuß auf; mit einer Büchse in jeder Hand kam er herein und goss Wasser in eine kleine Zinkwanne. In ihr konnte ich auf keinen Fall mehr als eine Körperhälfte unterbringen, aber eine andere Art von Wannenbad gibt es im afrikanischen Busch nicht. Daudi grinste, als er den Raum verließ:

»Buana, die Wanne hat einen dünnen Boden. Wenn du dich hineinsetzt, gibt sie laute Töne von sich!« Und so war es auch.

Mitten in meine Badebemühungen hinein kam eine dringliche Stimme von der Tür:

»Hodi, Buana?«

»Lindile« (einen Augenblick), brüllte ich, warf ein Handtuch über mich und trat an das Fenster. »Was ist los?«

»Ein Kranker, Buana.«

Es war ziemlich dunkel, doch beim Schein des Neumondes konnte ich ein afrikanisches »Sanitätsauto« ausmachen – eine Tragbahre, bestehend aus einer langen Stange, an die mit starken Dornen eine Decke geheftet war. »Schick sie hinüber ins Krankenhaus; in fünf Minuten bin ich unten.«

Vor der Tür traf ich Samson. »Ehh«, schimpfte er, »drei Monate zu spät eingeliefert! Die Medizimänner sind am Ende ihrer Kunst angelangt, das Kind ist halb tot – und jetzt kommen sie zu uns. Es ist ein

zehnjähriges Mädchen, Buana. Es liegt da mit angezogenen Beinen, so« – er setzte sich auf die Erde und zog die Knie unter das Kinn –, »und sie hat Geschwüre! So etwas hast du noch nie gesehen.«

Wir eilten hinüber in den Vorbehandlungsraum, dessen Lehmdach von Gras überwuchert war. Auf dem Boden saß, auf einer Decke zusammengekauert, eine verhärmte kleine Einheimische. Ich beugte mich über sie, um sie zu betrachten. Unter beiden Knien hatte sie Geschwüre, die größer waren als eine Handfläche. Sie war über und über mit Hautauschlägen und Wunden bedeckt. Ein Fleck auf dem Unterarm ließ Aussatz vermuten. Ich ordnete Behandlung und frische Kleider an. Doch erst nach langem Gezeter erklärten die Angehörigen sich bereit, sie bei uns zu lassen. Schließlich erlaubten sie uns, sie später über die Berge nach Mwumi zu bringen, wo wir sie operieren mussten, um ihre Beine wieder gerade zu richten. Ich sah zu, wie die Oberschwester und eine Afrikanerin vorsichtig die grässlichen Geschwüre verbanden. Was musste das arme Kind in seiner Lehmhütte gelitten haben, wo es nach Art der Einheimischen auf einer Kuhhaut, nur von einer alten Matte bedeckt, gelegen hatte.

Am anderen Morgen waren wir bereit, zu unserem nächsten Krankenhaus zu fahren. Wir winkten dem Personal dieser C.M.S.<sup>1</sup>-Außenstation zum Abschied zu und fuhren die Berge hinunter auf die kaum er-

---

1 Churchman Missionary Society = die Missionsgesellschaft, der Dr. White angehörte.

kennbare Spur zu, die die Hauptstraße zur Küste darstellte.

Die Straße führte uns durch ein Dornbusch-dickicht. Bisweilen befanden wir uns in einem richtigen Tunnel, wenn die Zweige sich über uns berührten. Rechts lag ein kleiner See; seine flachen Stellen waren mit Wasserlilien der verschiedensten Farben belebt. Enten und Gänse schwammen davon und eine Schar weißer Reiher flog kreischend auf, als wir vorbeifuhren. Die Sonne ging gerade mit großer Pracht unter. Unsere glitschige Straße wand sich einen geröllbedeckten Abhang hinunter. Sie führte zickzackförmig in eine Ebene, die in der Regenzeit einen zwei Meilen breiten Fluss bildete, in der Trockenzeit jedoch lediglich eine Vertiefung zwischen den beiden Höhen darstellte. Der Name des Flusses war Tschinjasungue.

Ich wurde an einen Tag im vorigen Jahr erinnert, als der Bischof auf Fahrt war. Sein Auto war im schwarzen Schlamm stecken geblieben und vom Hochwasser erwischt worden. Er und sein Autojunge Jakob hatten den halb versunkenen Wagen schnell an einen Baum gebunden und dann zuschauen müssen, wie die Fluten stiegen, bis nur noch das Dach zu sehen war. Dann mussten sie eine lange Zeit beim Licht der Sturmlaterne durch den Schlamm waten und – nachdem der kleine Afrikaner in ein tiefes Wasserloch gerutscht war – eine noch längere Zeit ohne Licht auskommen.

Meine lustigen Erinnerungen an anderer Leute

Missgeschick wurden plötzlich durch einen erschrockenen Laut von Daudi unterbrochen. Er deutete auf einen dreißig Meter entfernten Felsen, von dem drei Löwen mit friedlicher Miene auf uns herabschauten. Einer von ihnen erhob sich und streckte seine Glieder. Glücklicherweise war der klebrige schwarze Schlamm Boden fest genug; so rutschten und schaukelten wir unsere Straße weiter entlang und überließen die Löwen ihren Gedanken und Überlegungen. In den Ebenen weiter unten grasten Giraffen und Böcke. Später sahen wir eine kleinere Herde Zebras.

Abgesehen von einigen aufregenden Rutschpartien geschah nichts Besonderes, bis wir einen bereits trockenen Hügel erklommen. Etwa eine Meile vor uns stieg eine dicke rote Staubwolke auf. Wir hielten an, um zu erforschen, was sie bedeutete, und schlichen auf einem schmalen Pfad durchs Unterholz auf sie zu. Vor uns sahen wir eine lebhafte Szene – einen afrikanischen Tanz, bei dem alles mit äußerstem Lärm und Begeisterung vonstattenging. Von einem dicken Baobab-Baum verdeckt schaute ich eine Weile zu. Dann zückte ich die Kamera. Plötzlich sprang einer der Vortänzer, der sich mitten in einem Ring schwitzender, stampfender und singender Gestalten befand, auf die Schultern zweier seiner Genossen. Ich schlich näher heran und stellte die Belichtungszeit genau ein. Jetzt warf der Tänzer die Arme hoch, dass die Straußfedern in seinen lehmbeschmierten Haaren nur so zitterten.

»Jetzt, Buana, schnell«, flüsterte Samson.

Der Verschluss klickte. Es war ein herrlicher Anblick. Der Tänzer glänzte von Schweiß und Fett; die Fuchsschwänze an seinen Fußknöcheln konnte man von unserem Standort aus gut sehen, ebenso das helle Blau um seinen Mund und die roten Ränder um seine Augen. Er führte noch eine Reihe von Solokunststücken vor, mehrere »Ajas«, und blies dabei schrille Töne auf einer Art Posthorn.

Samson ergriff meinen Arm. Der Häuptling kam auf uns zu. Er war ein alter Bekannter und ein dankbarer Patient. Nach der üblichen Begrüßungszерemonie fragte er: »Hast du Fotos gemacht, Buana? Du hast wohl den Tanz in deinem kleinen schwarzen Kasten eingefangen?« Ich zeigte ihm die Kamera.

Der Staub und Gestank waren kaum noch auszuhalten. So ging ich mit dem Häuptling zum Wagen zurück. Um vorzubeugen, gab ich ihm vier Tabletten Aspirin, denn ich war sicher, dass diese Festlichkeiten bei ihm mit Kopfschmerzen enden würden. Eine Viertelstunde ohrenbetäubender Lärm und erderschütterndes Getrampel von tausend Füßen waren auch für mich mehr als genug.

Wie üblich bockte der Motor und sprang nicht an. Der Häuptling holte ein Dutzend seiner Leute zum Schieben. Sie grölten vor Freude und begannen einen regelrechten Gesang, dessen Verse immer mit »sukuma« endeten.

»Was heißt denn »sukuma«, Samson?«, fragte ich.

»Schiebt«, Buana.«

»Gut. Von heute an soll der Wagen ›Sukuma‹ heißen!«

Wie zum Protest sprang die Maschine an und schon sausten wir um die nächste Ecke. Ich hörte unsere Freunde noch ein letztes ›sukuma‹ brüllen. Wir hatten die letzte Etappe auf unserer Reise nach Mpupua begonnen.

# **Tod und Verderben dem König der Raubtiere**

Es war gegen Mittag, als wir am Haus der Missionsgesellschaft ankamen. Es lag am Abhang des historischen Mpuapua-Berges. Von hier aus konnten wir viele Meilen hügeliger Ebene überblicken. Das Personal des nahe gelegenen Krankenhauses kam herbeigerannt, um uns zu begrüßen. Etwa ein Dutzend Patienten wartete auf Behandlung. Ich wusste, dass noch vor Abend die Nachricht von meiner Ankunft sich überall herumgesprochen haben und ihre Zahl auf weit über hundert anwachsen würde.

Beim Mittagessen hieß der diensttuende Missionar uns willkommen. Er war während seiner Studienzeit ein ausgezeichneter Hockeyspieler gewesen.

»Sie haben es mit Ihrer Ankunft gut getroffen, mein Lieber«, lächelte er. »Der Landwirtschaftsbeamte hat uns für heute zum Abendessen eingeladen. Ich habe bereits zugesagt, und zwar auch für Sie. Er versprach auch, uns weder zähe Hühnchen noch Spinat vorzusetzen. Übrigens – ich habe eine glänzende Löwengeschichte für Sie auf Lager. Das heißt – lassen wir lieber heute Abend unseren Gastgeber erzählen. Ich selbst war nämlich derjenige, der den Löwen geschossen hat.«

Von draußen drang Lärm herein. Das bedeutete

Arbeit für mich. Ich ging hinauf zum Krankenhaus und verbrachte den Nachmittag bei Hörrohr und Spritzen. Samson und Daudi spülten eifrig Flaschen. Offenbar hatten die meisten Kranken große Schmerzen, was aber ihre Fröhlichkeit keineswegs zu beeinträchtigen schien. Die wirklich schlimmen Fälle behandelte ich; die anderen Patienten erhielten eine Karte mit dem Vermerk »Mist. Mag. Sulph.«.

Am späten Nachmittag richteten wir die Apotheke neu ein. Vor dem kleinen Krankenhaus mit seinem Grasdach und seinen Lehmwänden sitzend, wog ich sorgfältig die verschiedenen Arzneimittel ab und verteilte sie in Flaschen. Bis Sonnenuntergang hatte ich 45 Liter von sechs verschiedenen Arzneien abgefüllt.

Samson und ich trugen die Flaschen in den Vorratsraum zurück. Zwei Schwestern halfen uns; dabei wollten sie die Sachen unbedingt auf dem Kopf balancieren. Mir lief es heiß und kalt über den Rücken, als ich sie unbekümmert mit den großen Flaschen voller Hustensaft daheraufen sah.

Am Abend brach ich mit dem Geistlichen auf; wir hatten nur eine Meile bis zur Regierungshauptstadt zu laufen. Dort also erwartete uns der Landwirtschaftsbeamte zum Essen.

Der Weg führte durch eine sehr dunkle Gegend. Mein Begleiter leuchtete mit der Taschenlampe voran.

»Es war erst vorige Woche, als ich den Löwen schoss, Doktor, neun Fuß vom Kopf bis zum Schwanz. Ein ...«

Hinter uns hörten wir ein wieherndes Grunzen. Ich fasste den Arm des Pfarrers. »Was war denn das?!« Er lachte. »Ach, nur ein altes Flusspferd, das jeden Abend in diesem Teil der Welt spazieren geht. Es kommt von dem See dort drüber.«

Nach einem vortrefflichen Abendessen setzten wir uns zu einer Tasse Kaffee auf die mit Moskitonetzen umzogene Veranda. Es duftete angenehm nach Frangipani. Mein Gastgeber hob seine Tasse hoch: »Ein dreifaches Hoch auf unseren Pfarrer, und Untergang und Tod dem König der Raubtiere und allen seinen Genossen!«

»Na, dann schießen Sie mal los!, lachte ich.

Wir machten es uns bequem und er begann: »Es ist gerade einen Monat her, als mein Diener jammerte, einer unserer besten Ochsen sei getötet worden. Eine Woche später verschwanden zwei weitere Ochsen auf geheimnisvolle Weise. Als ich nach Hause kam, untersuchte ich die Gegend und nahm Johannes mit. ›Buana‹, sagte er, ›überall wimmelt es von Löwen‹ – und in der Tat, so war es. Im Blumenbeet meiner Frau waren Fußspuren von Löwen; sogar auf den Treppenstufen am Hauseingang entdeckte ich welche. Viele Einheimische wagten gar nicht, bei Nacht das Haus zu verlassen. So hielten der Pfarrer und ich Kriegsrat. Wir planten eine Löwenjagd. Uns beiden kam ein glänzender Gedanke. Wir wollten alles so lassen, wie es war: Das Vieh sollte im gewohnten Kral bleiben und wir wollten uns hinter einem großen Baum verstecken, jeder mit einer Sportbüchse